

BUCHBESPRECHUNGEN

JOHANNES K ASNACICH-SCHMID

MODERNES WIRTSCHAFTSDENKEN

Bund-Verlag, Köln-Deutz 1962. 311 S., Kunststoffeinband
15,80 DM.

Zwischen den allzu populären und den allzu gelehrten volkswirtschaftlichen Darstellungen in deutscher Sprache klaffte bislang eine Lücke. Der volkswirtschaftlich interessierte „Laie“, der von den schrecklichen Vereinfachungen nichts mehr wissen wollte, sich aber an die anspruchsvollen wissenschaftlichen Werke nicht heranwagte, suchte vergeblich nach geeigneter Literatur. Kasnacich-Schmids Einführung in die moderne Volkswirtschaftslehre hat diesem Mangel endlich abgeholfen.

Ausführlich werden zunächst die vier Produktionsfaktoren Boden, Arbeit, Kapital und Intelligenz behandelt, wobei der Autor dem vierten, dem „vergessenen Produktionsfaktor“, besonders viel Raum widmet. Er kritisiert zu Recht, daß in den herkömmlichen Lehrbüchern vom Geist des Menschen, von seiner Intelligenz und Vernunft, „also dem, was seiner Tätigkeit erst ihren Sinn verleiht, und dessen Fehlen alle seine Handlungen auf das Niveau von tierischen Reflexen senken würde“, meist nicht gesprochen wird. „Was Wunder also, wenn es unter solchen Umständen dazu kommt, daß man die Reaktionen der Arbeitnehmer im Betrieb in gewissen Schriften, die sich ‚soziologisch‘ nennen, tatsächlich mit den bedingten Reflexen jener Hunde vergleicht, die der russische Schinder Pawlow für nichts und wieder nichts zu Tode folterte.“

Kasnacich-Schmid beruft sich auf *Baade*, wenn er schreibt, daß zwischen der sozialen Pyramide und der Verstandespyramide in der modernen Industriegesellschaft keineswegs, wie man weithin glaubt, eine Parallelität besteht. Ein gesundes Volk habe zwar immer genügend Führungintelligenz, aber diese sitze leider allzuseiten auf den ihr zustehenden Plätzen. Diesen Fehler zu beheben, sei eine der Hauptaufgaben der neuzeitlichen Sozialverfassung.

Daß alle Dinge schonungslos beim Namen genannt und Tabus dieser oder jener Gruppe souverän mißachtet werden, ist ein Vorzug dieser Schrift. Ein Beispiel dafür ist die Beurteilung des Marxschen Mehrwertes, der nicht nur in kapitalistischen, sondern in allen Gesellschaften vorkommt, in denen die Produktivität menschlicher Arbeit über ein bestimmtes, sehr niedriges Minimum hinausgewachsen ist. Für den Kapitalismus sei daher nicht das Faktum der Ausbeutung eines Teils der Bevölkerung durch einen anderen charakteristisch, „sondern nur die Form, worin diese Mehrarbeit dem unmittelbaren Produzenten, dem

Arbeiter, abgepreßt wird“ (*Marx*). Aus dieser Feststellung ergibt sich, „daß der Arbeiter auch in einer sozialistischen oder kommunistischen Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung Mehrarbeit zu leisten hat. Alle gegenteiligen Beteuerungen sind eitler Humbug. Der Arbeiter kann überhaupt in keiner arbeitsteiligen Wirtschaft den vollen Ertrag seiner Arbeit beziehen — gleichgültig, ob die Produktionsmittel verstaatlicht sind oder nicht“.

Die wirtschaftliche Kombination der Produktionsfaktoren in den Bereichen des Betriebes, der Binnenwirtschaft und der Weltwirtschaft wird ausführlich erörtert. Bei der Schilderung der verschiedenen Wirtschaftssysteme spielt die Input-Output-Analyse des aus Rußland stammenden Amerikaners *Leontief* eine wichtige Rolle. Darüber erfährt man sonst hierzulande wenig, obwohl sie in den Vereinigten Staaten weit gediehen und von den Sowjets übernommen worden ist. Ein einleuchtendes Beispiel für den enormen Wert einer Einsatz-Ausstoß-Analyse ist die Berliner Luftbrücke. Als Einsatz galten hier die beschränkte Menge der Flugzeuge, die beschränkte Menge Personal und die beschränkte Menge Treibstoff, als Ausstoß die technisch determinierte Menge der zu transportierenden Güter, die bedingt war durch das Minimum der je Kopf der Bevölkerung von Westberlin benötigten Güter, multipliziert mit der Anzahl der Einwohner der Westsektoren. Aus der Art, wie diese Luftbrücke funktioniert hat, kann man sich eine Vorstellung von der praktischen Bedeutung dieser hochentwickelten Form der volkswirtschaftlichen Gesamtrechnung machen.

Kasnacich-Schmid hat sehr viel zitiert. Vor allem die moderne Literatur ist — dem Titel des Buches entsprechend — berücksichtigt worden. Dadurch wird der Leser mit den Namen vertraut, „die mehr für unser Wohlergehen bedeuten, als die der diversen Leinwandgauler, die in aller Munde sind“. Zum anderen wollte der Verfasser, wie er selber schreibt, verdeutlichen, „daß es sich hier um eine wohlfundierte, wissenschaftlich saubere Arbeit handelt und nicht etwa um die private Meinung eines weitgehend unbekanntem Autors“. Ganz so unbekannt ist Kasnacich-Schmid nun allerdings nicht. Er ist ein österreichischer Nationalökonom der jüngeren Generation, der dreimal mit dem „Förderungspreis des Theodor-Körner-Stiftungsfonds zur Förderung von Wissenschaft und Kunst“ ausgezeichnet wurde. Auch in den „Gewerkschaftlichen Monatsheften“ tritt er häufig in Erscheinung.

Als er sein Buch schrieb, schwebten dem Verfasser als „engerer Leserkreis“ die Betriebsräte und die interessierten Arbeiter aller Parteirichtungen vor. Gerade ihnen — aber auch Studenten, „Praktikern“ und Politikern — ist der kleine Band als Studienführer ohne Einschränkung zu empfehlen.

Richard Becker

HAROLD WHITEHEAD
DER WEG ZUM
ERFOLGREICHEN MANAGER

Aufstieg, Praxis, Bewährung. Rascher Verlag, Zürich und Stuttgart 1960. 189 S., Ln. 15,80 DM.

Das Management ist ein Geschenk der Amerikaner — *timeo Danaos et dona ferentes*. Der Manager ist ein Produkt der Warenwirtschaft; er ist sozusagen der Repräsentant der sogenannten freien Wirtschaftsordnung. Der Inhalt dieses Buches zeigt an vielen exakt dargestellten Beispielen, wie man das werden kann.

Fritz Berg, Präsident des Bundesverbandes der Deutschen Industrie, schickt dem Werk ein Geleitwort voraus: „Das Konzentrat unternehmerischer Erfahrungen, das in diesem Buch niedergelegt ist, wurde im Bereich der britischen und amerikanischen Wirtschaft gewonnen. Der deutsche Unternehmer wird zweifellos eigene Erfahrungen bestätigt finden, zugleich aber aus dem Einblick in die Praxis des Managements in diesen Ländern manche wertvolle Anregung gewinnen können.“ Die vergangenen Jahre haben bewiesen, daß die deutschen Unternehmer und besonders auch die von Herrn Berg angesprochenen Nachwuchs-Unternehmer gelehrige Schüler waren und die wertvollen Anregungen in erhebliche Werte für sich umgemünzt haben.

Der sachliche Inhalt dieses Buches und die sachliche Darstellung ergänzen sich in klarer, nüchterner, sachbezogener Diktion. Es beschäftigt sich mit der ständigen Steigerung der Produktion und dem sich ständig steigern sollenden Absatz der Produktion. Der Mensch aber ist nur wichtig, soweit es ihm gelingt, sich in diesen Zusammenhang einzuordnen.

Hermann Lücke

BASIL P. MATHIOPOULOS

DIE GESCHICHTE DER SOZIALEN
FRAGE UND DES SOZIALISMUS IN
GRIECHENLAND (1821 — 1961)

Verlag für Literatur und Zeitgeschehen, Hannover 1961.
189 S., Ln. 26,80 DM.

Wenn heute die Sozialgeschichte, wie der Verlag eigens betont, noch nicht an die großen Leistungen der Weimarer Zeit anknüpfen konnte, so spiegelt sich auch hierin der Niedergang sozialistischer Theorie überhaupt; wie sehr die sozialistische Theorie auch die Wissenschaft von der Sozialgeschichte befruchtete, dessen werden wir uns recht eigentlich erst im Rückblick bewußt. Mit Freude begrüßt man daher, daß die *Forschungsstelle der Friedrich-Ebert-Stiftung* sich nicht nur die Aufgabe gestellt hat, in ihrem Archiv für Sozialgeschichte die Tradition des *Grünbergschen*

Archivs aufleben zu lassen, sondern auch in ihrer Reihe historisch-politischer Schriften hier einen Band vorlegt, der eine empfindliche Lücke in unserer Literatur über die sozialen Bewegungen Europas zu schließen unternimmt. Trotz der Philhellenen-Schwärmerei der Romantik drang die Entwicklung Neugriechenlands kaum in unser historisches Bewußtsein. Selbst dann nicht, als das Interesse der deutschen Arbeiterbewegung noch weltweit war und die deutsche Sozialdemokratie weitgehend das geistige Gesicht des internationalen Sozialismus bestimmte. Aber auch der griechische Sozialismus „atmete nicht jenen internationalen Geist, der in den sozialistischen Parteien der Nachbarstaaten herrschte“ (S. 19).

Es ist verständlich und durchaus nützlich, wenn *Mathiopoulos* seinen historischen Rückblick bis in die byzantinische Zeit reichen läßt, die sozialen Verhältnisse zur Zeit der Türkenherrschaft beleuchtet und dann ausführlicher die intellektuellen Bewegungen beschreibt, welche von der Französischen Revolution beeinflusst, die Befreiung Griechenlands von den Türken vorbereiten halfen. Die nach der Gründung der griechischen Monarchie 1832 alsbald beginnende Industrialisierung griff seit den sechziger Jahren, nicht zuletzt dank des hereinströmenden ausländischen Kapitals, rascher als in den Nachbarländern um sich. Trotzdem kam es nicht wie dort zu einer kraftvollen sozialen Bewegung, was *Mathiopoulos* damit erklärt, daß die Gemüter weit mehr von der nationalen Frage, der Vereinigung aller Griechen in einem Staate, bewegt wurden. (Bis vor kurzem galt auch die Zypernfrage der Regierung als Entschuldigung für ihre wirtschafts- und sozialpolitische Sterilität.) 1870 wurden die ersten landwirtschaftlichen Genossenschaften, 1879 die ersten Gewerkschaften gegründet, und im selben Jahre kam es auch zum ersten großen Streik der Werftarbeiter und Gerber in Syros.

Anders als in weiten Teilen Europas mangelt es in Griechenland an einer Verbindung der sozialreformerisch interessierten Kreise mit der Masse des Volkes. Die Sozialisten blieben in die verschiedensten intellektuellen Zirkel zersplittert, und diese Kaffeehauspoche des Sozialismus scheint bis heute nicht überwunden. Zwar wurden im Herbst 1918 der *Allgemeine Gewerkschaftsbund der Arbeiter Griechenlands* und die *Sozialistische Arbeiterpartei Griechenlands* gegründet, aber noch während des Parteikongresses kam es zur Sezession einer Gruppe von Sozialisten, und auch der Gewerkschaftsbund spaltete sich sehr bald. Eine wirkliche Organisation der Arbeiterschaft und ein Einbruch in die Bauernbewegung, der *Mathiopoulos* ein eigenes Kapitel widmet, war damit von vornherein unmöglich. Dabei ist es ungemein aufschlußreich, daß der Gründungsbericht des Gewerkschaftsbundes nach

mehr als vierzig Jahren von Mathiopoulos zum ersten Male überhaupt veröffentlicht wird.

Die Sozialistische Arbeiterpartei trat 1920 der Dritten Internationale bei und nahm 1924 den Namen „Kommunistische Partei Griechenlands“ an. Sie spaltete sich ebenso schnell weiter wie die Gewerkschaftsbewegung, von der es in den dreißiger Jahren bis zur Diktatur *Metaxas* im August 1936 dann drei Richtungen gab, „1. den allgemeinen Gewerkschaftsbund der Arbeiter, der die konservativen Kreise erfaßte, die meistens bürgerlichen Parteien angehörten, 2. den allgemeinen griechischen Gewerkschaftsbund unter Führung der Sozialisten (der allerdings schon 1934 wieder zerfiel) und 3. den allgemeinen Gewerkschaftsbund für die Vereinigung der Arbeiter, der unter kommunistischer Führung stand“ (S. 97). Im zweiten Weltkrieg gelang es schließlich den Kommunisten, die Widerstandsbewegung weitgehend in ihre Hand zu bekommen und einen Einfluß zu gewinnen, den sie bisher nie hatten erreichen können, und der in den Jahren 1946 bis 1949 zum offenen Bürgerkrieg führte.

Mathiopoulos' Darstellung der wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung seit dem ersten Weltkrieg läßt zwar ein Bemühen um Vollständigkeit erkennen, ist aber leider so unübersichtlich, daß man einige Teile zwei-, dreimal lesen muß, um auch nur halbwegs schlau daraus zu werden. Je mehr wir uns der Gegenwart nähern, desto mehr verschiebt er zudem die Akzente von der Sozialgeschichte zur im engeren Sinne politischen Geschichte: Während er breit die Geschichte der Widerstandsbewegung schildert, ihre militärische Bedeutung herausstellt, auch außenpolitische Exkurse nicht scheut, kommt die Schilderung der sozialen Frage, ja selbst der organisatorischen Ausformung der sozialen Bewegung in der Nachkriegszeit entschieden zu kurz. Während über die Neugründung einer sozialistischen Partei (ELD) im Jahre 1945, ihr Programm von 1951 und ihre Auflösung 1955 noch kurz berichtet wird, bleibt das „Drama des griechischen Arbeiters“ (S. 167) gänzlich verschwommen. Gerade hier hätte man sich von einem Kenner der griechischen Verhältnisse, der Mathiopoulos zweifellos ist, einen Ariadnefaden auch durch das Labyrinth griechischer Gewerkschaftspolitik gewünscht, zumal das Buch in seinem Titel doch ausdrücklich um Aktualität bemüht ist.

Möglicherweise sind dem Werk auch einfach die Kürzungen der ursprünglich als Dissertation vorgelegten Fassung nicht bekommen, was zu einem grundsätzlichen Einwand führt, der weit weniger den Verfasser als die wissenschaftlichen Betreuer und die Herausgeber trifft. Sie hätten dem Verfasser eine klarere Gliederung der Stofffülle nahelegen müssen und ihn auch vor nichtssagenden Sätzen wie

„Jede nachrevolutionäre Gesellschaft enthält gewöhnlich zu einem hohen Anteil schon Keime des sozialen und wirtschaftlichen Fortschritts“ (S. 47) bewahren sollen. Der vollkommen unkritische Gebrauch von „Fortschritt“ und „fortschrittlich“ geht geradezu auf die Nerven, während die hauchdünne Schicht von Sentimentalität, die das Buch gelegentlich überzuckert, eher lächeln macht, etwa wenn es heißt „dennoch gehen die sittlichen Kräfte der Nation nicht zugrunde“ (S. 23).

Trotz dieser Einwände gegen das Buch von Mathiopoulos wäre es wünschenswert, wenn die Friedrich-Ebert-Stiftung zu analogen Arbeiten über andere Länder anregen würde. Dabei wäre es im Hinblick auf die Entwicklungsländer gewiß nicht uninteressant, wenn der Frage nach der sozialpsychologischen Fundierung einer modernen Industriegesellschaft nachgegangen werden könnte. Welcher Voraussetzungen es also bei der Industrialisierung der Entwicklungsländer bedarf ohne den von *Max Weber* und *R. H. Tawney* beschworenen Geist des Kapitalismus — eine Fragestellung, die für Mathiopoulos noch außerhalb des Rahmens seiner Arbeit lag. Er läßt es bei dem Hinweis auf die individualistische Mentalität der Griechen bewenden.

Hermann Meier-Cronemeyer

KARLEPTING

FRANKREICHS GOLDENE JAHRE

Steingrüben Verlag, Stuttgart 1962. 184S., Ln. 16,80DM.

Karl Epting, seit langem als guter Frankreich-Kenner geschätzt, legt jetzt ein Buch über „Frankreichs goldene Jahre“ vor, womit „La belle Epoque“ zwischen dem Ende der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts (nachdem sich das Land von den schlimmsten Folgen der Katastrophe von 1870/71 erholt hatte) und der nächsten Katastrophe (1914) gemeint ist. Aber waren es wirklich so goldene Jahre oder erscheinen sie uns nur so in der Erinnerung und vor dem düsteren Hintergrund alles dessen, was seitdem geschah? Epting unterbreitet uns reiches Material zur zwiespältigen Beantwortung dieser Frage: einerseits verschweigt er uns nicht, was auch damals an Düsterelem geschah (die, vielleicht etwas zu breit geschilderten, Attentate von Anarchisten, der *Dreyfuß-Prozeß*, usw.), andererseits führt er uns in die literarischen Cafés und Salons, zu den Chansonniers und Malern, in die Theater und zu den Pionieren des Films — und da kann man in der Tat von einer „in-gemein farbigen, lebendigen, vielseitig frucht-baren Epoche“ reden.

In Einzelheiten wird man dem Verfasser nicht immer folgen, z. B. wenn er sich durch seine Hochachtung vor Marschall *Lyautey* dazu verführen läßt, das ganze koloniale Zeit-

alter viel zu positiv zu beurteilen, oder wenn er unzählige zweit- und drittklassige Literaturen der „goldenen Jahre“ und dann als Repräsentanten der neuen Generation nach 1914 nur drei mehr oder weniger umstrittene Namen nennt (*Montherlant, Drieu La Rochelle, Celine*), während z. B. der Name *Romain Rolland* (der in dieser von Rolland sehr kritisch gesehene „belle Epoque“ immerhin den „Jean Christophe“ schuf!) überhaupt nicht genannt wird. Doch solche „Schönheitsfehler“ brauchen uns die Freude an diesem ungemein lebendigen, gut geschriebenen Buch nicht zu trüben — eine Freude, die noch wesentlich gesteigert wird durch ein glänzend ausgewähltes, vorzüglich reproduziertes und originell präsentiertes Fotomaterial, durch das diese Epoche auch im Bild zu neuem Leben erweckt wird.
Dr. Walter Fabian

BODO MANSTEIN
IM WÜRGEGRIF DES
FORTSCHRITTS

Europäische Verlagsanstalt, Frankfurt 1961. Mit 62 graphischen Darstellungen von W. Dohmen. 600 S., Ln. 28 DM.

Das Werk gibt einen ausführlichen, zusammenfassenden und anschaulichen Bericht über die unabsehbaren Gefahren des gegenwärtigen verantwortungslosen Umgangs mit der Radioaktivität. In welcher sensationeller Weise man bisher die vernichtenden Wirkungen der nuklearen Energien unterschätzt hat, mit denen man so „kühn“ herumexperimentiert und einander droht, zeigt die folgende Aufstellung. Unschädlich für den Menschen hielt man

1904 210 Röntgeneinheiten je Woche
1925 1,25 Röntgeneinheiten je Woche
1950 0,3 Röntgeneinheiten je Woche
1958 0,1 Röntgeneinheiten je Woche.

Auf dreihundert Seiten seines Buches legt Manstein eine in dieser Form wohl einzigartige Fülle gut aufbereiteten Materials vor, ein ausgezeichnetes (bisher fehlendes) Handbuch für uns alle, die wir uns als mitverantwortliche Staatsbürger Klarheit verschaffen müssen: über die Grundvorgänge beim Atomzerfall; über die Gefahren der Reaktortechnik wie überhaupt der oft leichtsinnigen experimentellen und industriellen Handhabung des radioaktiven Materials; über die Grundfrage, wieviel Strahlung ein Mensch gesund überstehen kann — und damit unmittelbar verbunden: inwieweit es einen „Atomluftschutz“ überhaupt geben kann.

Bodo Manstein hat sehr gut daran getan (und als Chefarzt eines westdeutschen Krankenhauses ist er dazu besonders legitimiert), fast 200 Seiten allein über die „Strahlenverträglichkeit“ unseres Körpers zu schreiben. Mit reichem graphischen Material versehen,

auf genauer Kenntnis der Spezialforschung beruhend, die skrupellosen offiziellen Bagatelisierungsversuche entlarvend, sind diese Partien das Glanzstück des Werkes. Allein um dieser Informationen willen sollte man das Buch lesen und besitzen. Sie führen unsere ganze atomare Militär- und Luftschutzpolitik ad absurdum und haben daher grundlegende Bedeutung für unsere politische Bewußtseinsbildung.

Den Gewerkschafter muß aber mehr und mehr auch die industrielle Verwendung, die Produktion und der Transport radioaktiver Stoffe interessieren. Der Bericht (S. 194) von den Arbeiterinnen, die ohne hinreichende Vorsichtsmaßnahmen Leuchtstoff auf Zifferblätter pinselten, zeigt beispielhaft, um was es geht: „Immer mehr Arbeiterinnen klagen über Kopfschmerzen und Mattigkeit. Dann gibt es Erkrankungen. Zahnfleischentzündungen, Kiefereiterungen, Ausfallen von Zähnen ... Jetzt erfolgt eine Untersuchung. Was stellt sich heraus?... Die Mädchen hatten ihre feinen Pinsel dauernd mit den Lippen angefeuchtet, um sie ganz spitz zu erhalten. Sie hatten dabei ihrem Körper Spuren von Radium zugeführt ... Sieben von den Mädchen starben unter unsäglichen Qualen.“ In welchem Maße die Gefährdung in Forschung und Industrie wächst, wird klar, wenn man von Manstein erfährt, daß 1951 in der BRD radioaktives Material von 28 Curie, 1958 bereits von 9091 Curie (= Maßeinheit für einen bestimmten Atomkernzerfall je Sekunde) verbraucht wurde.

Das Mansteinsche Werk hat Schwächen, die neben der insgesamt höchst notwendigen, aufklärenden, informatorischen Leistung nicht schwer ins Gewicht fallen, die aber genannt werden müssen und bei einer 2. Auflage unbedingt vermieden werden sollten. Auf den letzten hundertdreißig Seiten glaubt Manstein, in sieben Kurzreferaten noch über die Unzulänglichkeit unseres Rechts, unserer Wirtschaft, Politik, Kirchen, Philosophen und Bildungssysteme sprechen und positive Alternativen zeigen zu müssen. Dabei wird zu wenig über zu vieles gesagt, der Autor ist da nicht in seinem Element, behilft sich mit zahllosen Zitierungen, zitiert viertrangige neben erstrangigen Autoritäten, läßt kritiklos Ideologen wie *Steiner, Röpke, Jünger* und *Martini* zu Wort kommen. Das Buch würde enorm gewinnen, wenn es quantitativ (und damit auch finanziell) um diesen Teil erleichtert würde, dafür das Eigentliche durch unerläßliche Quellennachweise und Sachregister rund gemacht würde, schließlich das Ganze statt des ein wenig reißerisch-kulturpessimistischen Titels einen zutreffenden erhalte: *Leben in einer strahlenverseuchten Welt*. Darum geht es doch Manstein, und darauf sollte sein sehr verdienstvolles Werk sich konzentrieren.
Fritz Vilmar

GERHARD WURZBACHER — KARL MARTIN
BOLTE — ROSEMARIE KLAUS-ROEDER —
TRUTZ RENDTORFF

DER PFARRER IN DER MODERNEN GESELLSCHAFT

Soziologische Studien zur Berufssituation des evangelischen Pfarrers. Furche-Verlag, Hamburg 1960. 102 S., Ln. 9,80 DM.

Die mannigfachen auf allen Ebenen kirchlichen und gewerkschaftlichen Lebens stattfindenden Begegnungen von Kirche und Gewerkschaft, die ja gerade auch im evangelischen Raum eine Rolle spielen, dürften für eine Publikation wie die angezeigte in gewerkschaftlichen Kreisen Interesse gewährleisten. Das Buch gibt einen guten Einblick in die oft unbekannt und verkannte Welt des evangelischen Geistlichen, der nicht selten als sonderbares Überbleibsel einer versunkenen Epoche gesehen wird. Die Lektüre der vorliegenden Schrift belehrt uns eines anderen, ja läßt in gewissem Sinne eine überraschende, erstaunliche „Modernität“ der uralten Institution des Pfarramtes erkennen.

Von den drei Teilen des Buches ist der mittlere der umfangreichste. Er stellt eine soziologische Untersuchung über den Landpfarrer im sozialen Spannungsfeld dar, die von dem Soziologischen Seminar der Universität Kiel durchgeführt wurde. Das Material beruht in erster Linie auf einer Intensivbefragung von 34 Pastoren aus Angeln, der nördlichen Geest, der Marsch und Ostholstein. Die Beschränkung auf den Landpfarrer scheint zwar im ersten Augenblick die allgemeine Bedeutung der Untersuchung einzuschränken, aber die gewonnenen Ergebnisse sind dank der geschickten Auswertung des Materials zum großen Teil typisch für den Pfarrerstand überhaupt. Sie lassen sich außerdem unter Berücksichtigung der besonderen Verhältnisse des Stadtpfarrers ohne große Mühe in bezug auf dessen Situation variieren. Jedenfalls bietet dieser Teil mit seiner empirischen Untersuchung eine fesselnde und gut verständliche Lektüre, die geeignet ist, gerade auch dem Außenstehenden, aber nicht nur diesem, zu einer gerechteren Würdigung des Pfarramtes zu verhelfen.

Freilich, eine rein soziologische Betrachtung reicht nicht aus; und so ist es denn sehr zu begrüßen, daß die Schrift neben der empirischen Untersuchung nicht nur eine grundsätzliche soziologische Studie als Einleitung enthält, sondern daß der Schlußteil den notwendigen theologischen Aspekt eindrucksvoll herausstellt. Was *Trutz Rendtorff* hier über die gesellschaftliche Situation und kirchliche Interpretation des Pfarramtes sagt, ist aller Beachtung wert. Die Darstellung der soziologischen Struktur des Pfarramtes, der Vergleich mit entsprechenden allgemeingesellschaftlichen Phänomenen und Problemstellungen, der Auf-

weis struktureller Parallelen im kirchlichen Selbstverständnis und die Darbietung der kirchlich-theologischen Interpretation der soziologischen Wirklichkeit des Pfarramtes sind ein höchst fruchtbares Schema zur Erhellung der Situation des Pfarrers in der modernen Gesellschaft. Dieser Ansatz dünkt uns ausgezeichnet und erweiterungsfähig. So dürfte hier auch ohne weiteres einzubauen sein ein Hinweis auf die Diskrepanz zwischen der Universitätsituation des Pfarrers und seiner Gemeindesituation, die Frage nach der theologischwissenschaftlichen Ausbildung des Pfarrers und deren Konkretisierung im Dienste der Gemeinde. Hier scheint mir das Problem des Pfarramtes in der modernen Gesellschaft zu liegen, demgegenüber die im Bereich der soziologischen Phänomene liegenden Fragen eben doch nur Fragen zweiten Ranges sind. Diese Problematik gehört doch wohl dazu, wenn wir den Pfarrer in der modernen Gesellschaft kennenlernen wollen. Hier, nicht in der Soziologie, liegen für die Kirche die wirklichen Probleme der Moderne.

Prof. Dr. Dr. Hans Lutz

ARTHUR KOESTLER

VON HEILIGEN UND AUTOMATEN

Scherz Verlag GmbH, Stuttgart 1961, 384 S., Ln. 17,80 DM.

Wie fremd ist uns Indien — das ist wohl der stärkste Eindruck, der uns bleibt, nachdem wir die Lektüre des ersten Teils von Koesters neuestem Buch beendet haben. Koestler führt uns nicht zu den mehr oder weniger westlich orientierten Politikern, sondern zu „vier Heiligen von heute“, von denen uns eigentlich nur *Vinoba Bhave* einigermaßen bekannt ist — der Mann, der in der Nachfolge *Gandhis* „im Namen Gottes betteln geht“, um Land (zur Verteilung) zu bekommen, denn: „Wenn Land verschenkt wird, verändern sich beide — der Geber und der Empfänger“. Trotz aller Widerstände hat *Vinoba* so viel erreicht, daß selbst der ungemein skeptische Koestler konstatiert: „*Vinoba Bhave* bewies, daß selbst im zwanzigsten Jahrhundert ein Heiliger die Geschichte beeinflussen kann — wenigstens bis zu einem gewissen Punkt, wenigstens in Indien.“

Damit, in diesem ersten Kapitel über *Vinoba*, ist freilich fast alles gesagt, was uns noch relativ leicht zugänglich ist; was dann folgt über andere Heilige, über Yoga-Forschung, über die „Last der Vergangenheit“, die Indiens Schicksal viel mehr bestimmt, als wir uns gemeinhin vorstellen können — das alles zeigt uns, wie schwer es ist, sich in das Denken eines Volkes hineinzusetzen, von dem Koestler schreibt: „In Europa kennt man Scholastik seit dem sechzehnten Jahrhundert nicht mehr. In Indien tanzen die Engel noch

immer auf der Spitze der Nadel.“ Und wer weiß z. B., „daß die Haltung der Inder zur Sexualität noch ambivalenter ist als bei irgendeiner anderen Nation“? Nach alledem glaubt Koestler nicht, daß „eine künstliche Pseudodemokratie“ der künftige Weg Indiens sein kann, „sondern — um ein neues Wort zu prägen — eine autochthone Indiokratie“.

Nach dem „traditionsgebundensten“ hat Koestler das „modernste der großen Länder Asiens“ besucht, nämlich Japan. Von Japan meinen wir ja mehr zu wissen — aber in Koestlers Darstellung überwiegt doch das für uns Fremde, ja Befremdende. Sehr skeptisch ist Koestler, um einen wichtigen Punkt herauszuheben, gegenüber dem Zen-Buddhismus, von dem er nicht glaubt, daß er „einen positiven Beitrag zur moralischen Gesundung Japans — oder irgendeines anderen Landes — zu bieten hat“: „Einst ein Heilmittel für den sozialen Starrkrampf eines moralisch überspannten Volkes, wurde er allmählich zu einem nervenlähmenden Gas, färb- und geruchlos, doch aromatisiert von all den zierlichen Räucherstäbchen, die vor den lächelnden Buddhastatuen brennen.“

Diese wenigen Hinweise sind nur schwache Andeutungen des reichen und vielseitigen Inhalts eines ungemein anregenden Buches — anregend gerade auch dort, wo es uns vielleicht eher zu Widerspruch als zu unbedingter Zustimmung reizt. Es ist, wie bei Koestler nicht anders zu erwarten, ein sehr persönliches Buch, das gut vorbereiteten Fragestellungen auf eigenen Wegen nachgeht und zu Antworten kommt, die uns in jedem Fall nachdenklich stimmen. Das „Geheimnis“ Asiens oder auch nur der beiden großen Völker Indien und Japan lüftet Koestlers Buch so wenig, wie das wohl irgendein anderes einzelnes Buch vermöchte; aber gerade in seinen sonst vielfach vernachlässigten Aspekten ist es sehr geeignet, uns in unserer oft allzu sicheren Beurteilung asiatischen Denkens und Handelns zu erschüttern und uns zu neuen Überlegungen anzuregen. Besseres kann man von einem Buch dieser Art kaum sagen, und deshalb wünschen wir ihm recht viele selbständig mitdenkende Leser.

Dr. Walter Fabian

KURT G S C H E I D L E

PERSONALWIRTSCHAFT IM
ÖFFENTLICHEN DIENST

Bund-Verlag, Köln 1961. 78 S., kartoniert 4,80 DM.

Der Verfasser — dessen Schreibweise verriet, daß er als Lehrer tätig ist — hat den dankenswerten Versuch unternommen, das „Parkinsonsche Gesetz“ der (angeblichen oder tatsächlichen) Verwaltungsaufblähung und der personellen Überbesetzung im öffentlichen Dienst auf seine sachlich-technischen Variablen zurückzuführen und mit Beispielen, die

zumeist aus dem Bereich der deutschen Bundespost entnommen sind, zu illustrieren.

Es geht ihm dabei weniger um den — zweifellos sehr unpopulären — Versuch, das Quantenproblem der Beschäftigten im öffentlichen Dienst zu untersuchen, wozu sicherlich eine Unmenge berechtigter und unberechtigter Dinge zu sagen wäre, sondern es kommt ihm vielmehr darauf an, dem Leser — so er sich für diese Fragen interessiert — aufzuzeigen, wie ein Dienstpostenplan auszusehen hat, wie eine Stellenbewertung erfolgt usw. Diese personalwirtschaftlichen Fragen nehmen den Großteil der Broschüre ein, die — wie schon eingangs erwähnt — einen stark lehrbuchmäßigen Charakter hat, der sicherlich nicht ungewollt ist.

Wer eine kritische Analyse eines „heißen Eisens“ erwartet, der wird bei dieser Schrift nicht auf seine Rechnung kommen. Wer sich jedoch für die technisch-organisatorische Seite des Problems interessiert, der wird nicht enttäuscht sein, wenn er sich dieser Lektüre unterzieht. *Dr. Johannes Kasnacich-Schmid*

C. P. FITZGERALD
REVOLUTION IN CHINA

Europäische Verlagsanstalt, Frankfurt (Main) 1961. 288 S., kart. 6,80 DM.

Fitzgeralds Buch ist vor acht Jahren zuerst in englischer Sprache erschienen. Diese acht Jahre seit der ersten Veröffentlichung und die Vielfalt der Ereignisse, die sie in sich schließen, können also als Kriterium dafür dienen, inwieweit der Autor, der lange Jahre als Gelehrter und später als britischer Diplomat im China Tschiang Kai-scheks wie Mao Tse-tungs gelebt und gewirkt hat, China und seine Entwicklung richtig sieht. Nun, diese „Bewährungsfrist“ ist dem Buch überraschend gut bekommen, keine Seite wirkt heute überholt, und gerade gegenüber den jüngsten Spekulationen bezüglich der Entwicklung Chinas und seiner Rolle in der Weltpolitik erweist es sich als sicherer Führer, zumal Fitzgerald seine Thesen mit vorsichtiger Zurückhaltung und der typisch englischen Neigung zum „Understatement“ zu formulieren weiß.

Drei Erkenntnisse rückt er dabei in den Vordergrund. Er zeigt zunächst den typisch chinesischen Charakter der Revolution in China, selbst in ihrer kommunistischen letzten Phase. Auch sie bleibt den rhythmischen Gesetzen des Geschichtsablaufs in China treu. Ob Sung-, Tang-, Ming-Dynastie oder Mao Tse-tung, die historischen Konstanten Chinas treten immer wieder deutlich hervor. Sodann analysiert Fitzgerald treffend den besonderen Klassencharakter der chinesischen Gesellschaft und der derzeitigen chinesischen Volksrepublik, deren Eigenart darin besteht, daß sie eine

„Bauern- und Gelehrtenrepublik“ darstellt. Die Bauern und die Bildungsschicht haben das Regime Maos begünstigt und tragen es auch heute noch. Schließlich belegt das Buch auch überzeugend, daß ein expansiver Drang Chinas noch auf Generationen hinaus nur nach dem Süden und den alten chinesischen Siedlungs- und Einflußgebieten auf der hinterindischen Halbinsel besteht, nicht aber nach Westen oder Norden, d. h. nach Gebieten, die zur Sowjetunion gehören und die die Chinesen im Lauf der Geschichte aus der besonderen geographischen Situation ihres Landes heraus nie interessiert haben, noch nach den USA über den Pazifischen Ozean, da China eine Landmacht ist und noch auf lange Zeit hinaus keine Seemacht. Daneben lassen sich aus Fitzgeralds Buch eine Reihe von bedeutsamen Einzelheiten erfahren, die dem europäischen Publikum infolge der meist recht summarischen Berichterstattung der Tageszeitungen über das Geschehen in China in der Regel fremd geblieben sind.

Walter Gyßling

RALF DAHRENDORF

GESELLSCHAFT UND FREIHEIT

Zur soziologischen Analyse der Gegenwart. Verlag R. Piper u. Co., München 1961. 425 S., kart. 11,80 DM, Ln. 15,80 DM.

Ralf Dahrendorf, geboren 1929, und nach gründlichen Studien, auch im Ausland, heute Professor der Soziologie in Tübingen, hat mit den vorliegenden, zum Teil bereits veröffentlichten, zum Teil hier erstmalig gedruckten Arbeiten einen äußerst wertvollen Beitrag zur Analyse der heutigen Gesellschaft geliefert. Die einzelnen Aufsätze, wie „Soziologie und Ideologie“, „Konflikte im Wandel“, „Die Deutsche Frage“, „Konformismus und Autonomie“, „Zukunft der Freiheit“ stehen in einem inneren Zusammenhang.

Dahrendorf findet die häufig angewandte Bezeichnung „industrielle Gesellschaft“ zu unbestimmt, weil sie Gesellschaftsverhältnisse verschiedener Art sowie auch die unterschiedlichen Lebensstile etwa in Großbritannien, den USA oder der Bundesrepublik verwischt. Eben deshalb ist neben allgemein-soziologischen Betrachtungen und Begriffsbereinigungen den Verhältnissen in Deutschland — in beiden Teilen Deutschlands! — eine besondere Artikelserie gewidmet.

Für Gewerkschafter besonders interessant sind die Darlegungen über die gesellschaftliche Funktion sozialer Konflikte. Dahrendorf setzt sich entschieden dafür ein, daß der Begriff „Klasse“ nicht durch den Hinweis auf unterschiedliche Gesellschaftsschichten vernebelt werden darf. Mit Hinsicht auf den Marxismus kommt er zu dem Schluß, die Marxsche Gesamtlehre sei eine unhaltbare

Theorie, aber die Marxsche Klassentheorie müsse als „überragender Beitrag zum soziologischen Verständnis der gesellschaftlichen Prozesse“ gewertet werden. Soziale Konflikte sind nach Dahrendorf nicht nur keine Krankheit, sondern für die Dynamik und damit Fortentwicklung menschlicher Gesellschaften unentbehrlich. Es besteht aber die Aufgabe, der Ausnutzung gesellschaftlicher Positionen zur Herrschaft und zur Macht Bollwerke entgegenzusetzen. Dazu gehört nach Dahrendorfs Ansicht nicht die Verstaatlichung von Produktionsmitteln, wohl aber die Einführung ausreichender Kontrollen. Die rationale Bändigung sozialer Konflikte sei eine der zentralen Aufgaben der Politik, d. h. der Menschen, die die Bevölkerung als ihre Repräsentanten in die Parlamente delegiert. Als wesentliches Kriterium demokratischer Verhältnisse formuliert Dahrendorf: „Die Demokratie beruht auf der Anerkennung von Wirklichkeit und Notwendigkeit gegensätzlicher Interessen. Entscheidungen beruhen hier nicht auf dem präsumtiven Recht einer über den Parteien stehenden Instanz, sondern auf dem jeweiligen Ergebnis der Interessenkonkurrenz. Das geltende Recht selbst ist hier das Resultat eines Konkurrenzkampfes von Individuen und Parteien um die Stimmen der Wähler. Das bedeutet nicht, daß das geltende Recht jeweils in moralischem Sinne auch gerecht sein muß; es bedeutet aber, daß keiner sozialen Gruppe oder Schicht das Privileg endgültigen Wissens um Recht und Gerechtigkeit zugeschrieben wird.“

In der Sorge, daß „der Staat“ autoritär wirksam werden könne, neigt Dahrendorf der Auffassung ausländischer Kritiker zu, die die gewerkschaftliche Forderung nach einer gesetzlich verankerten Mitbestimmung in Betrieb und Gesamtwirtschaft verurteilen. Es ist jedoch nicht einzusehen, warum gerade in dieser Beziehung die gesetzgebende Funktion des Parlaments mit „dem Staat“ identifiziert wird und in anderen Fällen nicht oder ohne starke Einwände. Es ist auch nicht einzusehen, warum ein Ringen der Arbeitnehmerschaft um erweiterte soziale Rechte nicht durch eine gesetzliche Festlegung gekrönt werden dürfte. Der andere Einwand, daß Arbeitnehmer durch die Mitbestimmung unternehmerische Befugnisse mitübernehmen, offenbart die undynamische Auffassung, daß in dieser Hinsicht alles bei den einmal bestehenden Verhältnissen bleiben müsse.

Daß Dahrendorf den Begriff „Kapitalismus“ so faßt, daß er „eigentlich“ erst richtig auf die heutige Bundesrepublik, nicht auf das frühere Deutschland anzuwenden sei, erscheint uns als eine Willkür, die nur Verwirrung anrichten kann.

Rühmend müssen die letzten Kapitel hervorgehoben werden, denen Dahrendorf bescheiden die Überschrift gibt: Reflexionen über Freiheit und Gleichheit. Hier untersucht er die geschichtlichen und die theoretisch mög-

lichen Beziehungen von Gleichheit und Freiheit. Er unterscheidet zwischen problematischer und assertorischer Freiheit. Für erstere, d. h. die Chance zur Selbstverwirklichung der einzelnen Menschen, ist die Gleichheit des staatsbürgerlichen Status eine Vorbedingung. Letztere kann dann von den einzelnen erreicht werden; sie kann aufgrund individueller Anlagen und besonderer Gebrechen aber auch dann noch unerreichbar bleiben: „Die assertorische Freiheit kann also durch die Gleichheit des staatsbürgerlichen Status nur als Chance geschaffen werden; sie bleibt in der Gesellschaft gleicher Bürger eine Aufgabe des einzelnen, die durch den staatsbürgerlichen Status zwar lösbar gemacht, aber nicht gelöst wird.“

Der Liberalismus hat nach Dahrendorfs Ansicht die Freiheit überbetont und der Sozialismus die Gleichheit (im Sinne einer abstrakten Gleichheit aller einzelnen Menschen). Dahrendorf prägt für die heute zu fordernden gesellschaftlichen Verhältnisse den nicht sehr glücklichen Begriff „Sozialliberalismus“. Er betont immer wieder, daß eine pluralistische gesellschaftliche Schichtung und Pluralismus in Bezug auf Parteien, Verbände usw. die Grundlagen eines demokratischen menschlichen Zusammenlebens sind, daß dabei aber bestimmte Spielregeln, Normen und Kontrollen eingehalten werden müssen.

Hinsichtlich des um die Jahrhundertwende unter Soziologen geführten Streites, ob die Soziologie eine wertgebundene oder wertfreie Wissenschaft sei, bezieht Dahrendorf die Position: Die wissenschaftliche Untersuchung muß weicfrei und umfassend durchgeführt werden, aber der Antrieb zur wissenschaftlichen Forschung ist so gut wie immer von Wertsetzungen abhängig. Wenn Wertsetzungen bei der Auswahl des Forschungsmaterials und bei der Bedeutung, die einzelnen Bestandteilen zugemessen wird, eine Rolle spielen, dann muß das vom Wissenschaftler klar ausgesprochen werden. „Der Soziologe muß mehr sein als ein Mensch, der Soziologie treibt. Was er tut, sagt und schreibt, wirkt in besonderem Maße in die Gesellschaft ... Die Einheit seiner moralischen Überzeugungen und seines wissenschaftlichen Tuns zu wahren, ist daher eine Forderung, die den Soziologen auch als Soziologen trifft.“

Irmgard Enderle

ERWIN ERASMUS KOCH
AUF DEM DACH DER WELT

Tibet, die Geschichte der Dalai-Lamas. Nest Verlag, Frankfurt/Main 1960. 317 S., Ln. 28,50 DM.

Zauberkulte, Wettermacher, Geisterbeschwörer, Staatsorakel und böse Magie — der europäische Durchschnittsbürger hält ihre Existenz im 20. Jahrhundert für Ausgeburten einer allzu blühenden Phantasie. Das Buch Kochs

aber belehrt ihn eines anderen und führt hinein in eine Welt, wie sie phantastischer und skurriler nicht sein kann, eine Welt, die in einer wild zerklüfteten, unzugänglichen Hochsteppe liegt zwischen den gewaltigsten Bergketten der Erde. Über eintausenddreihundert Jahre rollte die Geschichte Tibets und das Leben seiner vierzehn Gottkönige ab mit Kriegen und Intrigen, mit Tragödien und geheimnisvollen Todesfällen. In unzähligen Klöstern lebten Tausende von Mönchen, ständig bedroht durch die zahllosen Dämonen, unterworfen einem umfangreichen und prunkvollen Ritual und regiert von einer Hierarchie Geistlicher. Eine vollendete Architektur, eine hochstehende Kunst, eine Kräutermedizin von bewunderswert hohem Stand und eine umfangreiche Literatur wurden von dieser uns so seltsam erscheinenden Kultur hervorgebracht.

Aber das geheimnisvolle Reich der Zauberpriester endete im Jahre 1959 mit der Flucht des 14. Dalai-Lama vor den eindringenden Rotchinesen, die einen ihnen ergebenen tibetischen Würdenträger an seine Stelle setzten. Der Bau von Straßen wurde begonnen und nach Erzen, nach Gold, Uran, Kupfer, Erdöl, Eisen und Kohle geschürft. Auf dem „Dach der Welt“ entstanden Abschußbasen für sowjetisch-chinesische Fernraketen. *Mao Tse-tung* versprach den Schutz der Religion und die Erhaltung des Brauchtums und des Kirchenbesitzes, aber Kirche und Staat konnten ohne das durch Mao verbotene System der Leibeigenschaft in der überlieferten Form nicht fortbestehen. Zwar ließ der geflohene *Dalai-Lama* aus dem indischen Exil verlauten, daß dort, wo er sich befinde, auch die rechtmäßige Regierung Tibets sei, zwar erklärte er den Vertrag von Peking als nichtig und forderte die Zusicherung der alten Macht und die gleichen Befugnisse wie früher, aber dazu hätte man die Ereignisse der letzten Jahre ungeschehen machen müssen. Die Macht der Götter auf dem „Dach der Welt“ ist für immer geschwunden.

Das dargebotene Material ist bewunderswert vielfältig und umfangreich und beantwortet so manche Frage, die uns im Zusammenhang mit Tibet bewegt. Dem nicht in der Materie bewanderten Leser ist vielleicht zunächst ein Blick in den Anhang des Buches von Nutzen, der ihm das Zurechtfinden in der Fülle und Fremdartigkeit der Namen und Ereignisse erleichtert, da bei der Vielfalt der Beziehungen und Zusammenhänge ein zeitliches Vor- oder Zurückblenden, das den Durchschnittsleser manchmal verwirren mag, nicht immer vermieden werden kann. Gleichwohl ist die Lektüre auch dem zu empfehlen, der nicht von der Völkerkunde oder Religionswissenschaft herkommt, denn die in diesem Raum der Erde vor sich gehende Entwicklung wird nicht nur für den Wissenschaftler, sondern für jeden einzelnen von uns spürbar werden.

Erika Donner